Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 25 (2018)
Heft: 278

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kultur

Signersignale
Frauendomäne
Grossmarktliebe
Buchmarktschelte
Lebensnarben
Stadterzählung
Museumschaffen
Gassentanzen
Monalisamix

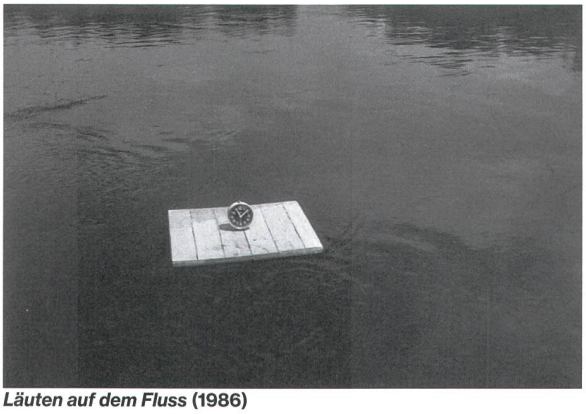
Signersignale/Romanromane

8 Versuche über 8 Versuche für einen, der nichts mehr liebt als Versuche. Roman Signer zum 80. am 19. Mai 2018. Von Christoph Keller.

Einbruch im Eis **(1985)**

Der Fallensteller

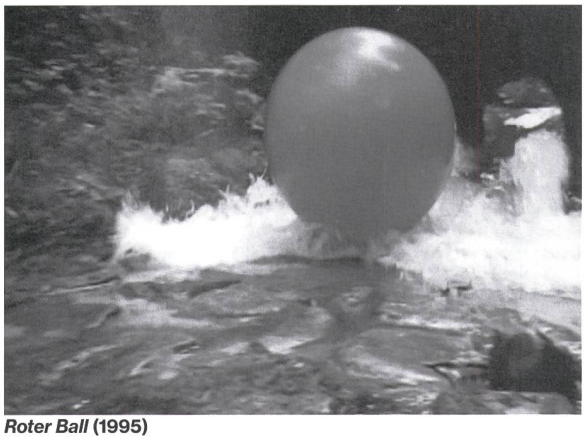
Diesmal ist er es, der in die Falle geht, nicht die Natur. Ist es eine Falle, wenn man sie sich selber stellt? Vielleicht fragt er sich das, wie er jetzt im Film wieder losschreitet. Wir sehen ihn nur von hinten, doch vermuten wir, dass sein Blick in die Weite gerichtet ist, nicht auf das Eis, das einbrechen wird. Es geht nicht darum, es ans andere Ufer zu schaffen. Erst einmal ist es eine Meditation über das Gehen, auch wenn das zunehmende Knarren des Eises, das wir uns einbilden zu hören, Existentielleres andeutet. Uns ergreift Panik. Geh vorsichtiger, wollen wir ihm zurufen. Nicht so forsch. Werden aber seine Schritte nicht mit jedem Schritt sicherer? Als das Eis schliesslich unter seinen Füssen einbricht, ist sein Gehen existentiell geworden. Jetzt ist es die Kamera, die unsicher geworden ist: Sie wackelt. Wer immer sie bedient, will helfen, soll aber nicht. Wir schauen zu, wie er sich aus dem Eisloch ziehen will. Wie verhält man sich richtig, wenn man im Eis einbricht? Für die Eisbrechermethode ist er zu weit vom Ufer entfernt. Strampelnd auf das Eis einhauend, gräbt er sich sein Eisgrab. Ist ein Rettungsteam vor Ort? Wir wissen, dass er überlebt hat. Doch auch wenn er sich erneut der Natur entreissen konnte, weiss er, dass letztlich sie ihn an sich reissen wird. Weil er das weiss, sieht er diesem Augenblick gelassen entgegen. Auch wir beruhigen uns.



Läuten auf dem Fluss **(1986)**

Der Zeitstörer

Dass die Zeit eine bestimmte Struktur hat, ist ein beliebter Aberglaube. Er hat da andere Vorstellungen. Die Zeit ist im Fluss, da kann auch er nichts machen, will es auch nicht. Was er tun kann, ist der Zeit ein bisschen hineinfunken. Er hat schon Löcher in den Zeitfluss gesprengt und so ihren Rhythmus durcheinander gebracht. Diesmal hat er etwas anderes vor. Er fliegt weit weg, nach Polen, und fährt zu einem Fluss, den er gut kennt. Dabei hat er Bretter und einen Wecker. Aus den Brettern zimmert er ein kleines Floss, den Wecker montiert er darauf. Er stellt den Alarm und lässt die Zeit auf dem Fluss fliessen. Mit ein paar Schwarz-Weiss-Fotos schlägt er auch der bunten Natur ein Schnippchen. Der Wecker zeigt 11:09. Er schaut ihm nach. Wo er klingeln wird, weiss er nicht. Er hat aus dem Wann ein Wo gemacht.



Roter Ball **(1995)**

Der Naturärgerer

Auch wenn ihn die Natur nicht wirklich ärgert, er sie vielmehr liebt, bildet sie doch die Kulisse so vieler seiner Versuche – ja, ist sie der Grossversuch schlechthin –, so geht es ihm diesmal darum, die Natur zu ärgern. Nur ein bisschen. Übelnehmen wird sie ihm das nicht, auch wenn ihr Humor kein versöhnlicher ist. Alles, was er braucht, ist ein roter Ball. Und Wasser. Dynamisches, also fliessendes Wasser. Wasser, das stark genug ist, eine Faust zu machen. Dafür muss er nicht nach Polen. Er braucht einen Gebirgsbach, und davon gibt es hier genug. Schon ist er dort, watscht in seinen Fischerstiefeln, an denen man ihn mittlerweile erkennt, im Wasser herum. Es tost, die Natur grinst: Schon hat sie den Streichespieler klatschnass gemacht. Der drückt den Ball in ein Abflussrohr, das seinerseits in einer Mauer steckt, so dass das Wasser weiterfliessen kann. Jetzt nicht mehr. Es zischt und tobt. Das hört sich tatsächlich wie Ärger an, auch wenn niemand so richtig weiss, wie sich Ärger anhört. Dann schlägt der Bach geballt zu, der Ball fliegt weg, das Wasser fliesst wieder. Ha! Die Natur grinst. Er hat die Natur gelehrt, über sich selber zu lachen. Ha! Auch er grinst. Das Wasser ist überall, selbst in seine Stiefel ist es eingedrungen. Trocken werden kann er zu Hause. Es wäre nicht das erste Mal, dass er sich bei der Arbeit einen handfesten Schnupfen eingefangen hätte.

Punkt **(2006)**

Der Ensōmeister

Lern was Anständiges, hat man ihm oft gesagt. Und wenn du schon Künstler werden musst, dann werd wenigstens Maler. Dass zum Beispiel die Pollockklecksereien in den Museen hängen und Millionen einbringen, das beeindruckt auch die Fassbrunnenspötter. Also hat er wieder einmal eine Idee. Oft hat man ja Ideen, um Ideen loszuwerden. Eine Staffelei steht auf einer Wiese vor einem Wald. Darauf eine weisse Leinwand, davor ein Hocker. In einiger Entfernung ein Kistchen. Mit dem sicheren Schritt jenes, der einst über das Eis lief, bis es einbrach, kommt er und setzt sich schwungvoll. In der rechten Hand hält er einen Pinsel, den er auf die Leinwand richtet. Den Pinsel hat er vorher in schwarze Farbe eingetaucht. Dann fängt er an zu warten. Wir alle warten. Das halbe Leben ist Warten. Aus dem Kistchen steigt Rauch hoch. Obwohl wir ein bisschen ahnen, was passieren wird, erschrecken auch wir, als es knallt. Beim Maler, der er jetzt für einen Moment doch ist, löst das Erschrecken einen Reflex aus: seine Hand schnellt mit dem Pinsel vor, schwarze Farbe prescht auf die weisse Leinwand. Punkt heisst das dann. Dabei ist es gar nicht wirklich ein Punkt. Was wir sehen, mutet Japanisch an. Es könnte der Ansatz zu einem Ensō sein. In jedem Fall ist es der geballte Ausdruck eines Moments, den ein Ensōmeister ein Leben lang praktiziert, um ihn in einem Schwung richtig hinzubekommen. Sein Bild ist auch richtig geworden. Das liegt daran, dass er ein Leben lang für den Moment praktiziert.

***Wasserstiefel* (1986)**

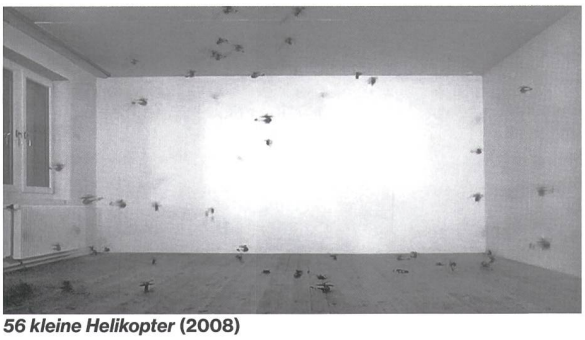
Der Dingbeleber

Dinge sind tot, das weiss jedes Kind. Falsch! Jedes Kind weiss, dass Dinge leben. Dinge sind erst tot, wenn das Kind ein Erwachsener ist. Dann ist das Ding nur noch ein Stuhl. Oder ein Tisch. Oder ein Paar Fischerstiefel. Kaum aber trägst du die Stiefel, tragen sie auch dich schon. Mit Siebenmeilenstiefeln hat er allerdings nichts am Hut. Wer hat schon Stiefel am Hut. Was aber, wenn Wasser in Stiefel gerät, die doch dazu da sind, dass kein Wasser in sie gerät? Heureka! Er bringt eine Ladung Sprengstoff im Innern seiner Fischerstiefel an, füllt sie mit Wasser und zündet. Boom! Die Stiefel werden zu Geysiren, herrlich, wie die Wasserfontänen hochschiessen. Wasserskulpturen, die nur ganz kurz leben. Geysire, was für ein schönes Wort, und schon hat sie der Fotograf festgehalten. Sein vielleicht schönstes Bild. Noch schöner ist, wie die tanzenden Stiefel in seinem Gedächtnis weiterleben.

***Aktion Kurhaus* (1992)**

Der Physikpraktizierer

Es ist nicht so, dass auf einmal Äpfel auf die Bäume fallen, und doch denken wir an diese Möglichkeit, als sich die sieben Fenster des stillgelegten Kurhauses öffnen und sieben Stühle herausfliegen. Erst sieht es wirklich so aus, als würden die Stühle fliegen. Wohin würde ein Stuhlschwarm fliegen? In den Süden? Oder eben gerade nicht? Wir haben es hier aber nicht mit einer verkehrten Welt zu tun, sondern nach wie vor mit einer, in der die Äpfel von den Bäumen fallen. Nur fliegen eben auch Stühle aus Fenstern. Die dann schliesslich doch laut und heftig auf den Asphaltplatz vor dem Kurhaus krachen, zersplittern, sich ganz und gar stuhlungemäss neu anordnen. Manche der Stühle sind noch Stühle, auch wenn sich keiner mehr daraufsetzen kann; andere waren es nur noch in einem früheren Leben: jetzt sind sie gefallene Vögel. Das gibt es leider, dass Vögel vom Himmel fallen, auch wenn sie dann nicht zerbrechen wie Stühle, eher aufklatschen wie Äpfel. Damit ist der Versuch beendet. Ich habe Physik nicht studiert, ich praktiziere sie, sagt er. Das könnte auch das Universum von sich sagen.



***56 kleine Helikopter* (2008)**

Der Elementarschauer

Bauen wir virtuelle Wirklichkeiten, weil wir nicht mehr in unserer leben wollen? Sehnen wir uns nach anderen Welten, weil wir unsere immer noch nicht begriffen haben? Drängt es uns nach einem Jenseits, weil uns das Diesseits einfach nicht gelingen will? Fragen über Fragen, die eine schauerlicher als die nächste. Deshalb fragen wir uns das alles lieber gar nicht erst. Wir haben Angst vor uns in der Welt, begreifen wir doch, dass wir es sind, die sie immer mehr beschädigen. Und ändern dennoch nichts. Machen einfach weiter. Wird schon gut gehen. Heben ab, wir kleinen, ferngesteuerten Helikopter, surren hektisch in unserem Zimmer herum. Wieder knallt einer gegen die Wand, in die Decke, in einen andern. Patsch!, das war Beni, peng!, das waren Pipilotti und Felix, die ineinander gekracht sind. Schon liegen alle mit gebrochenen Rotoren am Boden. Zucken noch ein bisschen mechanisch vor sich hin, sind dann still kaputt. Ein kurzes Vergnügen. Wahnsinnig komisch. Vor allem wahnsinnig.

***Geysir* (2013)**

Der Bildhauer

Da steht er also endlich am Rand eines Geysirs, auf Island natürlich. Er trägt eine grüne Windjacke mit Kapuze, eine Schutzbrille, schwere Schuhe. Ein Geysir ist ein von niemandem gebauter Springbrunnen, der in unberechenbaren Abständen heisses Wasser ausstösst. Das Wasser explodiert zur Skulptur, löst sich aber gleich wieder auf und klatscht zurück auf die Erde. Auch auf ihn und den schwarzen Schirm, den er rasch geöffnet hat, um sich zu schützen. Es ist noch nicht, wie er es sich vorgestellt hat. Er tritt drei Schritte näher an den Geysir. Wartet. Er könnte den Geysir mit Seifenwasser necken, dann würde er sich schneller regen. Doch das würde dem Geysir schaden. Ausserdem gehört das Warten dazu. Wieder schiesst das Wasser hoch, wieder reisst er den Schirm auf, die Füsse jetzt aber im Wasser, das Siedetemperatur hat. Rasch flieht er. Die Füsse sind verbrüht, das Werk geschafft. Scheitern kann es nicht, da das Gelingen in seinen Arbeiten nicht angelegt ist. Es sind genau durchdachte Versuchsanordnungen, die den Zufall befreien. Es geschieht, was geschieht, und jetzt ist es geschehen. Was er gewinnt, ist eine Erkenntnis; wir sehen ein Bild. Wie viel wir von dieser Erkenntnis erahnen wollen, liegt an uns. Scheitern lässt er aber auch uns nicht.

Christoph Keller, 1964, ist Schriftsteller in New York und St.Gallen.

Am 26. Mai eröffnet das Kunstmuseum St.Gallen die Ausstellung «Spuren» zu Roman Signers 80. Geburtstag. Im Zentrum steht eine Schenkung der Signer-Förderin Ursula Hauser mit Zeichnungen sowie der Installation, die 1999 für die Biennale di Venezia entstand, ergänzt durch neue Interventionen. Signer hatte 1987 bereits mit einer Aktion die Wiedereröffnung des damals renovierten Kunst- und Naturmuseums begleitet. Umfangreiche Retrospektiven zeigte das Museum 1993 und 2014.

Im Istituto Svizzero in Roma ist seit März und bis 1. Juli die Ausstellung «Roman Signer – Skulptur/Fotografie» zu sehen. Signer ist bis 13. Mai auch an der Ausstellung «Walter Steiner. Ein Stück weit Pionier» im Wartsaal Lichtensteig vertreten.

Vom Wendepunkt

Roman Signers *Aktion vor der Orangerie* von 1987.

Text: Peter Surber

1987 wird in St.Gallen der zuvor jahrelang geschlossene Kunklerbau im Stadtpark als Kunst- und Naturmuseum mit einer Aktion von Roman Signer spektakulär wiedereröffnet. Im September desselben Jahres schneit es in Kassel: Im Rahmen der documenta lässt Roman Signer mit seiner *Aktion vor der Orangerie* 350'000 weisse Blätter in den Himmel fliegen. Es ist Signers bisher grösstes Ereignis vor Publikum. «Vor dem Ereignis war ich unglaublich nervös, währenddessen fühlte ich mich aufgewühlt, und danach freute ich mich auf die Bilder – die Filme, die Standbilder aus den Filmen und die Fotos sind die stillen Zeugnisse meiner Ereignisse.»

Diese Bilder sind jetzt noch einmal und neu zu bewundern. Die Gestalterin und Kulturorganisatorin Aline Feichtinger, Jahrgang 1978, hat sich von der *Aktion vor der Orangerie* zu einer literarischen Meditation inspirieren lassen. In einer Art Daumenkino spielt sich das Ereignis im Buch noch einmal ab, mit hunderten von Filmstills, die Aleksandra Signer für das Buch aufbereitet hat und die jeweils auf der linken Seite plaziert sind. Der Text rechts folgt dem Geschehen erklärend, staunend, die Wörter drehend und wendend in repetitiven Schlaufen. Die Autorin versucht festzuhalten, was noch nicht ist und gleich wieder vergangen sein wird, den «Übergang von Hinauf und Hinab», das «Weder-Steigen-noch-Fallen», den Wendepunkt, der auch Signer umtreibt: «Der Moment, wenn ein hochgeworfener Stein in der Höhe wendet und auf die Erde zurückkehrt, dieser kurze Moment beschäftigt mich ein Leben lang.»

Am Ende wird der Wendepunkt und das Zusammentreffen «gegenläufig wirkender Kräfte» für die Autorin zum Sinnbild der Kultur und einer kosmischen Natur. Die Formel «Die Kultur der Natur» gibt dem Buch auch den Titel. Das greift etwas gar hoch; eher als kosmisch überhöht dürften sich die zahlreichen Besucher der damaligen Aktion «erfrischt heiter» gefühlt haben, wie es anderswo im Text heisst.

Sicher ist: Aline Feichtinger ist eine herzliche Hommage an den St.Galler Sprengmeister geglückt. Und ein Stück Erinnerungsarbeit an die Zeit, als Signer noch um Anerkennung zu kämpfen hatte – der Wendepunkt in seiner Karriere, der internationale Durchbruch, folgte erst rund zehn Jahre später mit seinem Auftritt im Rahmen der Skulptur Projekte Münster.

Aline Feichtinger: ***Die Kultur der Natur. Mit Bildern aus der «Aktion vor der Orangerie» von Roman Signer.*** **Edition Fink Zürich 2018, Fr. 28.–**

«Grenfell tower couldn't burn me out»

Das Rap-Geschäft war noch nie eine reine Männerdomäne, und es wird immer diverser. Im Mai kommen gleich zwei engagierte junge Rapperinnen ins Palace: Flohio und Danitsa.

Text: Corinne Riedener

Flohio

Danitsa

Rap ist wiedermal in aller Munde: In Amerika gewinnt Kendrick Lamar als erster Rapper überhaupt den Pulitzer-Preis, in Deutschland haben Kollegah und Farid Bang den umstrittenen Echo in der Kategorie Hip-Hop/Urban National abgestaubt. Umstritten darum, weil den beiden Battlerappern Antisemitismus vorgeworfen wird (mehr dazu hier: saiten.ch/provozieren-um-jeden-preis).

So viel (gute oder schlechte) Publicity ist natürlich ein Segen für das mittlerweile über 40 Jahre alte Genre, die Diskussionen darüber können aber bisweilen auch unbequem werden, nicht zuletzt da plötzlich Hinz und Kunz eine Meinung zum Business haben. «Sexistisch! Homophob!», «Inhaltsleer!», «Gewaltverherrlichend!» oder eben «Antisemitisch!» sind die vielgehörten Vorwürfe. Achtung Spoiler: Das sind keine Breaking News. Aber natürlich trotzdem stets die Schlagzeile wert – und das Spiessbürgertum kann sich wiedermal das Maul zerreissen.

In vielen Fällen ist die Kritik ja berechtigt, in vielen anderen Fällen aber nicht. Warum? Es zeugt nicht gerade von Fachkompetenz, das ganze Genre unter Generalverdacht zu stellen, denn die Szene ist heute so fragmentiert wie noch nie und bietet schon lange auch queeren, feministischen und politisch sehr pointierten Künstlerinnen und Künstlern Platz. Im Rap gab es schon vergleichsweise früh, anders als in anderen Genres, den sogenannten conscious Rap, dessen Exponentinnen und Exponenten sich kritisch mit der Gesellschaft und Themen wie Rassismus, Sexismus und struktureller Gewalt auseinandersetzen. Kendrick Lamar führt also strenggenommen nur eine alte Tradition weiter, zugegeben sehr virtuos.

Und von wegen frauenfeindlich: Queen Latifah, MC Lyte, Missy Elliott, Lil' Kim, Foxy Brown oder Lauryn Hill haben die patriarchale Rapszene in den späten 80ern und frühen 90ern bekanntlich recht gut aufgemischt. Aktuell machen diesen Job unter anderem Lady Leshurr, Stefflon Don, Little Simz, Ana Tijoux, Rebeca Lane, Haiyti, SXTN oder Nadia Rose. Sie alle setzen sich nicht nur für die Frauen, sondern auch für mehr Queerness, gegen sexuelle Gewalt, Diskriminierung jeglicher Couleur und Ungleichheit ein. Und dann gibt es noch all jene, die dem Genre des LGBTQ-Raps angehören, darunter Mykki Blanco, Le1f, Zebra Katz, Angel Haze, Princess Nokia, Kate Tempest, Speech Debelle, Cakes da Killa, Sokee und viele andere. Das erste «PeaceOUT World Homo Hop Festival» fand übrigens 2001 in Oakland, Kalifornien statt.

Das alles immer und immer wieder zu betonen, weil viele «Genre-Fremde» nur die Punchlines der Prolo-Rapper sehen (wollen) und viele Medienschaffende einfach eine Schlagzeile nach der anderen raushauen (wollen), ist mühsam. Nach den vielen Diskussionen um antisemitische Lines, Homophobie und Sexismus tut es darum richtig gut, dass im Mai im Palace gleich zwei engagierte, fortschrittliche, intelligente Rapperinnen zu Gast sind: Flohio aus London (in Zusammenarbeit mit Rap History St.Gallen) und Danitsa aus Genf.

Flohio, die im anderen Leben Funmi Ohio heisst und als Grafikdesignerin arbeitet, zog als Kind mit ihren Eltern von Nigeria nach London. Sie zählt zu den vielen jungen Grime-Hoffnungen aus UK, wobei diese Schublade weder inhaltlich noch formal gross genug ist für die schlagfertige 25-Jährige. Afrobeats spielen bei ihr eine wichtige Rolle, aber auch Südstaatenflow, eine Prise Industrial und da und dort technoide Elemente. Ihre erste EP *Nowhere Here* veröffentlichte sie im Juni 2016, die zweite wird in diesem Jahr erwartet.

Flohios Texte sind kraftvoll, poetisch und nicht selten ziemlich persönlich. Im Track *My World* des Londoner Duos Good Colony etwa, auf dem sie die Vocals liefert, geht es um den Zusammenhalt in der Community und einen engen Freund, der gestorben ist. Und auf *Bands*, ihrer jüngsten Veröffentlichung, rappt sie über die kapitalistische Raum- und Sozialpolitik Londons und deren Folgen: «Landlord flows, get evicted quick / Now you're doing road / Chat about me? yes I turn it round / Love my sound, you can't turn this down / Grenfell tower couldn't burn me out / And I send mad love to who's mourning now.»

Verglichen mit Flohio bräuchte Danitsa wohl nicht nur eine Schublade, sondern gleich einen ganzen Schrank, am besten begehbar, jedenfalls müsste es da Platz haben für Rap, Trap, Soul, Reggae, R'n'B und allerhand andere urbane Klänge – und natürlich für die aussergewöhnliche Stimme der in Paris geborenen und heute in Genf lebenden 23-Jährigen.

Wer in jener legendären Feitagnacht im Januar am Ein-Jahr-Jubiläumsfest im Konsulat an der St.Galler Frongartenstrasse war, dürfte sich gut an Danitsa erinnern: Ihr Debütalbum *Ego* lief rauf und runter in der Saiten-Etage, vor allem der Track *Captain*, in dem die frisch gebackene Swiss Music Award-Gewinnerin (Best Act Romandie) davon singt, wie sie ihr «Live Boat» selbstbestimmt durchs Leben steuert und man gefälligst schwimmen lernen soll, wenn man sich mit ihr anlegt.

Auf *Ego* gibt es viele tolle Tunes: *Hoover* zum Beispiel, eine trappige Abrechnung mit falschen Freundschaften. Oder *Seven Up*, das Boombap-Trap-Feature-Stück mit Di-Meh und Slimka von der SuperWakClique. Oder *Signs*, ein clubbiges, bassiges Irgendwas, das zum Tanzen und Mitsingen einlädt. Und wo wir grad dabei sind: Eine der amüsantesten Nummern auf dem Album heisst *Repo Men*. Klingt wie eine Coverversion von *Stayin' alive*, entpuppt sich aber als selbstkritische Betrachtung des Lebens über die eigenen Verhältnisse: «Every time I hear a knocking at the door, I worry it's the repo man (der Gerichtsvollzieher).»

Dieser wird wohl nicht so schnell anklopfen bei Danitsa, wenn sie so weitermacht. Und auch Flohio hat gute Chancen, ihren Brotjob als Grafikerin irgendwann quittieren zu können und von der Musik zu leben, sofern das ihr Plan ist. Gut zu wissen jedenfalls, dass es diese Frauen gibt, die die männerdominierte Rap-Szene weiter aufmischen – wie es andere vor ihnen getan haben.

Flohio: 11. Mai, Palace St.Gallen, Support: Rap History DJ-Team

Danitsa: 25. Mai, Palace St.Gallen

palace.sg

Ballett der Gabelstapler

Marion (Sandra Hüller) und Christian (Franz Rogowski)

In den Gängen heisst der neue Spielfilm von Thomas Stuber – ein hervorragender Film mit einem Schauplatz, der sonst als Unort gilt: einem Grossmarkt in Deutschlands Irgendwo.

Text: Frédéric Zwicker

Da liegt er im Morgengrauen, der Grossmarkt. Den ausladenden, noch verlassenen Parkplatz sieht man zuerst, dann die langen Gänge mit den vollgestellten Regalen im schummrigen Licht. Dazu Johann Strauss' *Donauwalzer*. Kein Fluss dieser Welt durchquert so viele Länder wie die Donau. Zehn sind es, von Deutschland bis zur Ukraine hinunter, wo die Donau ins Meer mündet.

So beginnt *In den Gängen*, der neue Spielfilm des deutschen Regisseurs Thomas Stuber. Bereits zum dritten Mal arbeitete er mit dem Autor Clemens Meyer zusammen. Das gemeinsam verfasste Drehbuch beruht auf Meyers gleichnamiger Kurzgeschichte aus der 2008 erschienenen Sammlung *Die Nacht, die Lichter*. Und wenn man sich oft nervt, weil ausufernde Romane zu eineinhalbstündigen Filmen verkürzt werden, so sticht ins Auge, dass hier aus einer Kurzgeschichte ein zweistündiger Spielfilm wurde.

Liebe im Neonröhrenschein

Christian steht pünktlich bereit für seinen ersten Arbeitstag. Als erstes erhält er seinen Kittel, den er künftig täglich überzieht. «Immer schön lang tragen», mahnt der Chef freundlich. Denn Christian hat «ein bisschen Farbe auf der Haut», ist tätowiert vom Hals bis zu den Handgelenken.

Dann wird Christian Bruno vorgestellt, der verantwortlich ist für die Getränke. Bruno wird sein Lehrmeister, dem es egal ist, dass Christian fast nichts sagt und auch, dass er für eine Reihe von Diebstählen zwei Jahre gesessen hat. Denn er sieht Christian als das, was er ist: «ein Guter».

Ebenfalls früh eingeführt werden der Handhubwagen, die hydraulische Ameise und schliesslich der König der Palett-Transportgeräte: der Hubstapler. Christian tut sich schon mit dem Hubwagen schwer, der sich nicht in die anvisierte Richtung lenken lässt. Mit der Ameise, die er eigentlich nicht bedienen dürfte, verursacht er beinahe einen Unfall. Es dauert ein ordentliches Weilchen, bis er sich auf den Gabelstapler setzen darf.

Und dann heisst es unter den Angestellten bald, der Christian stelle sich auf dem Stapler ein bisschen blöd an. Zumindest sagt ihm die hübsche Marion, das habe sie gehört, und bietet ihm Privatunterricht an. Denn bald steht die Prüfung an.

Christian, Marion und Bruno. Das sind die drei Hauptfiguren in diesem Film, der mit ebenso spärlichen wie pointierten Dialogen aufwartet. Es ist im Kern eine Liebesgeschichte, deren Schauplatz fast ausschliesslich der Grossmarkt im Licht der Neonröhren ist. Aber wer denkt, das sei ein enger, vielleicht bald langweiliger Raum für zwei Stunden Handlung, der irrt gewaltig.

In diesem Grossmarkt liegen Welten. «Sibirien» zum Beispiel, die Tiefkühlabteilung. Oder «das Meer», wo lebende Frischfische in zu engen Aquarien auf Käufer warten. «Warst du schon einmal hier?», fragt Bruno. «Nein», antwortet Christian, und man versteht: Am Meer war er noch nie.

Am Ende das Meer

Alles spielt sich in diesem Markt ab, Freundschaft, Liebe und Tod, und wenn Christian über die Zeit nach Feierabend sagt: «Das war, wie wenn alle in einen tiefen Schlaf gefallen sind und am nächsten Tag nach Hause zurückkommen», dann hinterfragt man seine Empfindung keine Sekunde lang. Obwohl man nur sehr wenig von Christians Geschichte weiss, ahnt man, dass der Job in der Getränkeabteilung das Beste ist, was Christian seit langem widerfahren ist. Die spärlichen und doch so liebevollen Gespräche mit Marion zwischen den Regalen hindurch oder im Pausenraum, wo die Wände mit Palmen bemalt sind und man auch einmal das Meer rauschen hört, oder die Zigaretten mit der Vaterfigur Bruno.

Clemens Meyer arbeitete selbst drei Jahre als Gabelstapelfahrer. Und weil er offensichtlich gut aufgepasst hat und es hervorragend versteht, die Gesprächskultur in diesen Kreisen destilliert auf lakonisch vorgetragene Perlen zu reduzieren, lacht man trotz der überall drohenden Tragik immer wieder laut auf.

Aber man lacht keineswegs über die schlecht gebildeten Arbeiterinnen und Arbeiter. Im Gegenteil: Dieser Film zeigt eine Welt, in der es nichts gibt als einen Grossmarkt und seine Angestellten, Handhubwagen, eine Ameise und das Ballett der Gabelstapler. Er tut es mit Respekt und Zuneigung. Und so ist dieser Mikrokosmos gross genug, um darin das ganze Leben gespiegelt zu sehen. Und am Schluss hört man es wieder, und bloss an scheinbar überraschendem Ort: das Meer.

***In den Gängen*:**
ab 1. Mai, Kinok St.Gallen und Kino Cameo Winterthur

kinok.ch, kinocameo.ch

Tod der Literatur

50 Jahre nach 1968: Vom *Kursbuch 15* zur Alleinherrschaft des Ökonomischen. Eine Streitschrift.

Text: Jochen Kelter

1

Im November 1968 verkündete Hans Magnus Enzensberger im berühmten *Kursbuch Nr. 15* angeblich den «Tod der Literatur». Bei dieser tradierten Mär handelt es sich indessen zumindest um eine Übertreibung, aber eher um ein Gerücht, das sich im Lauf der Jahre verfestigt hat. Zum einen waren an der Verkündigung noch zwei weitere Personen beteiligt, die ehemaligen Suhrkamp-Lektoren Karl Markus Michel und Walter Boehlich. Lediglich Boehlich behauptet den Tod der herrschenden bürgerlichen Literaturkritik und mit ihr den «der bürgerlichen Literatur». Zum anderen weist Enzensberger selbst darauf hin, dass der Imperialismus über wirkungsvollere Methoden und Instrumente der Bewusstseinsmanipulation als die Literatur verfüge, der er «politische Harmlosigkeit» attestiert. Autoren, die sich mit ihrer marginalen Rolle nicht abfinden mögen oder in der Belletristik keine Zukunft sehen, empfiehlt er «begrenzte, aber nutzbringende Beschäftigungen» wie das Verfassen von Kolumnen, Berichten oder Reportagen, wie er sie dann selbst und andere im ein Jahr später erschienenen *Kursbuch Nr. 18* mit der Entmythologisierung der kubanischen Revolution praktiziert haben. Mich hat sie damals endgültig von einem jener unter jungen Linken populären Sommereinsätze in der kubanischen Landwirtschaft abgehalten.

Damit wurde auch das in den 20er- und 30er-Jahren exemplarisch durch Egon Erwin Kischs Reportagen repräsentierte Genre der dokumentarischen Literatur wiederbelebt. Der österreichische Autor Erich Hackl praktiziert es beispielhaft im rekonstruierenden Erzählen seiner vor allem im Lateinamerika der Militärdiktaturen angesiedelten Romane. Aber in weniger erzählerischer Form auch der Historiker Stefan Keller, etwa in seinem Buch über den St.Galler Polizeichef Paul Grüninger, der Juden zur Einreise in die Schweiz verhalf und dank des Buchs von Keller spät rehabilitiert wurde. Oder in *Zeit der Fabriken* über Aufstieg und Niedergang des Industrieorts Arbon am Bodensee. Und in der französischen Literatur feiert der dokumentarische Roman, die dokumentarische Erzählung gerade eine Renaissance, etwa in *HHhH (Himmlers Hirn heisst Heydrich*, 2010) von Laurent Binet über das Attentat in Prag auf den stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, oder jüngst in Joseph Andras' kurzem Roman *De nos frères blessés* (2016) über den einzigen während des Algerienkriegs hingerichteten Franzosen und Widerständler Fernand Iveton.

Aus Enzensbergers durchaus auch ironischen Empfehlungen wurde dann in der sich dogmatisierenden neuen Linken zum Ende der Studentenbewegung die Forderung nach Gebrauchstexten anstelle von Belletristik: Flugblätter statt Gedichte. Agitprop, Wandzeitungen nach dem Vorbild der chinesischen Kulturrevolution. Revolutionsromantik in einer hoch technisierten Gesellschaft mit Tageszeitungen, Radio und Fernsehen für jedermann. Es war, als hätte man wie in einem umgedrehten Fernglas die politisch-gesellschaftliche Situation nur unscharf erkannt. Aber auch die Bestandsaufnahmen des bald schon kultisch rezipierten *Kursbuch Nr. 15* wurden ideologisch bearbeitet weitergereicht. So forderte der Aktivist und spätere Autor Michael Buselmeier in der «Zeit» vom 31. Januar 1969 im Namen des «Arbeitskreises Kulturrevolution» Heidelberg in einer verquast abgehobenen Sprache, die den Duktus des akademischen Diskurses nachäffend fortschrieb, «gesellschaftliche Arbeit statt Kunst». Ein Postulat, das an die Sowjetunion der 30er-Jahre erinnert, mit dem Unterschied, dass dort Künstler und Schriftsteller geduldet waren, die sich an die ästhetisch rückwärtsgewandten Vorgaben der Kommunistischen Partei hielten.

Ich erinnere mich vage (das biografische Löschblatt legt sich ja nicht selten über unsere Erinnerungen), auf irgendeiner Vollversammlung im Audimax der Universität einen Vortrag über die chinesische Kulturrevolution und die Person Maos gehalten zu haben, der bei der Mehrheit der Anwesenden überhaupt nicht gut ankam. Der Erwartungshorizont war nach Jahren endloser nächtlicher Debatten zu einem Verbalritus erstarrt und zu minimaler intellektueller Bandbreite geschrumpft. Gar nicht so viel später war der Spuk einiger Sommer und Winter verstoben: Mitbestimmung an den Universitäten, Selbstbestimmung der Arbeitenden, autonom bestimmtes Leben. Es folgten nur noch Reaktionen auf Ereignisse anderswo in der Welt: etwa den Krieg in Vietnam oder den Putsch gegen Allende in Chile.

2

Der zweite, partielle, aber nun wirkliche Tod der Literatur, ihr Siechtum, begann in den 90er-Jahren. Und dieses Mal waren seine Protagonisten weder linke Aktivisten noch Autoren, sondern, worauf Enzensberger indirekt schon 1968 angespielt hatte, die Wirkkräfte des kapitalistischen Markts. Es begann etwa damit, dass ein renommierter Verlag sein Lektorat anwies, Nebensätze zweiter Ordnung in den Manuskripten der Autoren zu eliminieren. Nebensätze zweiter Ordnung erfordern eine fortgeschrittene Sprachbeherrschung und schmälern damit den Bücherabsatz. Dann wurde in mittleren, durchaus florierenden Verlagen das Lektorat von Manuskripten ganz gestrichen. Sollten die Autoren ihre Manuskripte doch selbst verantworten, der Markt würde es schon richten. Solche Verlage begannen auch, fremdfinanzierte Bücher zu vertreiben, Bezahlverlage hatte man sie früher abschätzig genannt. Aber nun waren es nicht mehr diese Schmuddelkinder, die gegen Bares die literarischen Ergüsse von Lehrern druckten, vielmehr honorige Häuser, die auf Rechnung von Sponsoren verlegen, nicht nur Heimatverlage mit Heimatbildbänden.

Natürlich war hier der Markt am Werk. Immer mehr Verlage produzierten immer mehr Bücher. Die Profitabilität sank, folglich musste gespart werden. Und zwar an der für ein Buch entscheidenden Stelle: im Lektorat und natürlich nicht bei Marketing und Vertrieb. Konnte in den 60er-Jahren das Lektorat des Suhrkamp Verlags locker der Kompetenz der Abteilung Neuere Deutsche Literatur einer beliebigen Universität Paroli bieten, kann man heute froh sein, wenn man vom Korrektor im fertigen Satz eventuell ein paar Hinweise auf Fehler oder Irrtümer bekommt.

Verheerend war zudem, dass die Verlage lange schon zur vermeintlichen Absatzmaximierung respektive unter dem Druck von Buchhandelsketten den Rabatt auf ihre Bücher auf bis zu 50 Prozent hochgeschraubt haben, während die vergleichsweise kleine Sortimentsbuchhandlung mit Kundenberatung, die die Ketten kaum bieten können, nur 30 Prozent erhält. Derart wird der (in Deutschland weiterhin gesetzlich feste) Ladenpreis für das «Kulturgut» Buch unterlaufen und obsolet. Damit sehen sich Verlage zunehmend gezwungen, Bestseller zu produzieren, die das Niveau der literarischen Produktion insgesamt nivellieren. Lieber ein Palett Kurzware vor dem Eingang als einen Gedichtband im Kellergeschoss der Buchhandlung. Ökonomischer Erfolg auf Kosten der Absenkung des Niveaus des literarischen Angebots und ökonomische Misere der Verlage sind (nicht nur) im deutschsprachigen Raum zum grossen Teil hausgemacht.

Seit der Reagan/Thatcher-Ära wurde in den USA und Grossbritannien der Markt auch im Bereich der Kultur, der Kunst, der Medien und des Buchs zunehmend zur beherrschenden Grösse und letztlich zum einzigen Faktor von Bedeutung. Ideologisch verbrämt wurde diese Entwicklung mit der Demokratisierung der Kultur. Was indessen einzig zählte, war der Profit. Es begann, was die Tageszeitung «El País» «Marktzensur» genannt

hat. Im angelsächsischen, aber auch im deutschen Sprachraum kauften sich immer mehr Quereinsteiger in die Verlagsbranche ein. Und verlangten nun von den Buchverlagen im Konglomerat ihrer Mischkonzerne ähnliche Gewinnmargen, wie sie die übrigen Konzerntöchter erwirtschafteten. Früher ging man davon aus, dass im Buchgeschäft zwischen zwei und fünf Prozent Gewinn erwartet werden konnten, ohne dass die Eigentümer von Verlagen wie Suhrkamp, Gallimard oder Feltrinelli deshalb darben mussten. Laut «Le Monde» erzielte der wichtigste unabhängige Verlag in Frankreich 1996 einen Jahresgewinn von kaum über drei Prozent. Nun aber waren die Gewinnvorgaben drei- bis viermal höher, bewegten sich zwischen 12 und 15 Prozent.

Der amerikanische Verlagsdirektor und später unabhängige Verleger André Schiffrin hat diese Entwicklung schon zu Anfang des Jahrhunderts in seinem Buch *Publishing without publishers* (auf Deutsch *Verlage ohne Verleger*) eindrücklich belegt und geschildert. Er vereinigt in seiner Person die Geschichte des Verlagswesens mit der politischen Geschichte. 1935 wurde er in Paris als Sohn eines russischen Emigranten geboren, der die heute berühmte *Bibliothèque de la Pléiade* begründete, die in den 30er-Jahren in den grössten französischen Verlag Gallimard integriert wurde. Nach dem Sieg der Nazis über Frankreich wurde er im August 1940 als im Ausland geborener Jude fristlos entlassen und konnte über Casablanca und Lissabon in die USA entkommen.

Auch in den deutschsprachigen Ländern griff dieses Mischkonzern-Denken um sich, angeführt von Bertelsmann/Random House, der unterdessen zum grössten Verlag der USA aufgestiegen war. Da kauften in den 90er-Jahren auch reich gewordene Zeitungsverlage wie jener der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» (FAZ) Traditionsverlage und fuhren sie binnen weniger Jahre an die Wand. Heute streichen sie ihre Redaktionen und damit ihre journalistische Kompetenz zusammen. Kaufen wie die NZZ oder der «Tages-Anzeiger» immer mehr Regional- und Gratisblätter auf, legen die Redaktionen von Zürich bis Bern, von St.Gallen bis Luzern zusammen, dünnen sie aus, verlieren, nur um der Digitalisierung zu trotzen, in der sie bislang nicht profitabel Fuss gefasst haben, ihre Identität und werden zunehmend zu einer Alibiverpackung für eingelegten Werbemüll.

Wo vormals das Lektorat eines Literaturverlags das letzte Wort hatte, spielen heute Controlling und Marketing die erste Geige. Klaus Wagenbach zitiert in seinem Nachwort zur deutschen Ausgabe von André Schiffrins Buch aus einer Betriebsprüfung bei den Verlagen Rowohlt und S. Fischer durch «McKinsey und Konsorten»: «Jedes in den S. Fischer Verlagen publizierte Werk hat seine eindeutige Position in einem Koordinatensystem von Gegenwartsbezug, Gedächtnisfähigkeit und Rezeptionserlebnis». Die «veröffentlichten Inhalte» sind «auf der Höhe der Zeit» und treffen «die Bewusstseinslagen und Bedürfnisse ihres Publikums». Das Controlling befleissigt sich einer pseudosoziologischen Sprache: ein Koordinatensystem von Gegenwartsbezug und Rezeptionserlebnis auf der Höhe der Zeit und der Bewusstseinslagen! Da spricht nicht die Sprache der Literatur, sondern die des Mainstream-Mittelmasses. Da haben Lektorate, die der Sprachinnovation, der intellektuellen und emotionalen Tiefe, der literarischen Kunst eines Manuskripts nachspüren, längst ausgespielt und abgedankt. Wagenbach kommentiert: «In den guten alten rohen Zeiten nannte man so etwas gequirlte Scheisse, aber heute kommt es mit Blazer und Handy daher.»

Ich erinnere mich an eine Anhörung bei der EU-Kommission in Brüssel in den 90er-Jahren zum festen Ladenpreis für Bücher in der EU. Ich nahm für den Dachverband der europäischen Schriftsteller an ihr teil, Wagenbach als Verleger und Vertreter des Börsenvereins des deutschen Buchhandels. Er konnte die Kommission nicht im Ansatz davon überzeugen, dass es ihm eine Quersubventionierung zwischen gut verkäuflichen Titel wie denen von Erich Fried und einem in Deutschland unbekannten italienischen Autor erlaube, einen vernünftigen, einen festen Ladenpreis für beide Bücher zu garantieren. Die Kommission wollte weder etwas von Quersubventionierung wissen noch von einem festen Verkaufspreis für Bücher. Einige Staaten haben ihn dennoch eingeführt, Deutschland, Österreich, Frankreich bereits früher, die Schweiz nur für kurze Zeit. Mit den bekannten Folgen, die ich bereits dargelegt habe: Der feste Buchpreis, von Verlagen und Buchhandel heftig gefordert, wird von denjenigen unter ihnen, die es sich leisten können, faktisch ausser Kraft gesetzt. Gegen die Macht, oder sollte man sagen: Gegen die Gewalt des Markts ist, so scheint es, auch ein Gesetz machtlos.

In der Nachkriegszeit galt die Maxime, ein gebundenes Buch solle so viel kosten wie ein Paar Schuhe. Praktischer Nutzen als Äquivalent zu geistiger Nahrung: Davon sind wir inzwischen weit entfernt. Wer würde heutzutage 150 Franken oder mehr für einen Roman ausgeben? Der Alltagskonsum hat am Markt den kulturellen Bedarf schon lange hinter sich gelassen. Natürlich hat es seither technische Innovationen (kartonierte und Taschenbücher etwa) mit den ihnen folgenden Rationalisierungen gegeben. Aber die haben auch vor der Schuh- und der Bekleidungsindustrie allgemein nicht haltgemacht. Wir besorgen uns Schuhwerk und Kleidung halt aus Gegenden mit Kinderarbeit und Hungerlöhnen. Da kann der literarische Ausstatter vor Ort nicht mithalten.

3

Der neoliberale Umbau des gesamten Kultur- wie des Literaturbetriebs schlägt natürlich auch auf die Urheber, die Autoren zurück. Im Guten wie im Schlechten. Ein Autor wie Carlos Ruiz Zafon verdient mit seinen Büchern (und deren Übersetzungen), die zwischen Zeitgeschichte, Melodram und Suspense oszillieren, Hunderttausende – in der bildenden Kunst sind es Millionen: Beides senkt den Anreiz für künstlerisch-ästhetische Debatten. Andere könnten ohne sonstige Einkünfte von ihrer literarischen und publizistischen Arbeit schon lange nicht mehr leben. Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich wie in der gesamten Gesellschaft zusehends. Zeitungen und Magazine brauchen uns Autorinnen und Autoren, von Ausnahmen abgesehen, schon längst nicht mehr. Unsere Essays, Betrachtungen, Reportagen sind verschwunden. Die Lifestyle-Artikel, Mainstream-Meinungstexte und politisch korrekten Kommentare werden von «Profi»-Schreiberlingen erledigt. Für Zeitungstexte jenseits von betroffenem Gutmenschentum und politisch wie ökonomisch reaktionärem Neoliberalismus ist kein Platz mehr. Die neoliberale Gesellschaftsordnung ist alternativlos geworden.

Als Autoren sind wir, auch wenn wir vielleicht noch das Glück eines Lektors, einer guten Illustratorin geniessen, IT-Zulieferer des Verlags auf eigenen Kosten, sollen unsere Manuskripte digital richtig formatiert abliefern, unsere Lesungen und Auftritte selbst akquirieren («Der Autor X macht das alles auch ganz alleine»), für die Rezensionen unserer Bücher besorgt sein («Lesungen scheinen nur dort möglich, wo ein ganz besonderes Wohlwollen für den Autor da ist», wofür, mit anderen Worten, der Verlag selbstverständlich nicht verantwortlich und somit entlastet ist). Überweist euren Produktionsbeitrag (auch den gibt es mittlerweile bei sogenannt seriösen Verlagen) und kümmert euch selber. Eine eindeutigere Bankrotterklärung des literarischen Verlagswesens ist schlecht vorstellbar.

Unterdessen ist die Misere des Literaturbetriebs auch im Überbau, sprich im Bewusstsein der Betroffenen zumindest teilweise angekommen. Im Feuilleton der NZZ, dem Zentralorgan des markthörigen Neoliberalismus, hat der Autor und Übersetzer Felix Philipp Ingold am 23. September 2017 unter dem Titel *Schafft die Jurys ab!* eine an Eindeutigkeit seit langem nicht mehr gelesene Philippika publiziert. Mit Literaturpreisen bedacht würden, so schreibt er, Bücher, die «in erster Linie unterhaltsam, konsensfähig und in irgendeiner Weise anrührend» seien. Mit anderen Worten: dem liberalen gesellschaftlichen Mainstream folgend. Und weiter: «Literatur als Kunst ist beim verbliebenen Lesepublikum so wenig gefragt wie bei der professionellen Kritik». Letzterer fügt er noch Präsentatoren, Moderatorinnen und Juroren hinzu sowie «Veranstalter von Festivals und beamtete Kulturfunktionäre». «Künstlerischer Anspruch» gelte als «elitär» und werde «gleichgesetzt mit Langeweile und dreister Zumutung». Und natürlich mit Marktuntauglichkeit. Dem ist schwerlich zu widersprechen.

Es wäre geradezu seltsam, wenn sich die Herrschaft des Markts über die Literatur in dieser noch nie dagewesenen Absolutheit auf die USA und den deutschsprachigen Raum be-

schränken würde. In einer Serie von Artikeln zur Frankfurter Buchmesse meldete sich der Westschweizer Übersetzer Frédéric Wandelère in der NZZ vom 7. Oktober 2017 zu Wort und beklagt den Zustand der Literaturlandschaft des Gastlands Frankreich.

Er zeigt die Fallhöhe auf seit den Präsidenten de Gaulle, dessen Memoiren in die erwähnte Klassikerbibliothek der *Pléiade* aufgenommen wurden, und Pompidou, Herausgeber einer Anthologie der französischen Poesie und Begründer des Centre Pompidou, des Museums für moderne Kunst von Weltrang, schliesslich der belesene Mitterrand. Danach kamen die Banausen, nach Chirac Sarkozy und dann François Hollande, der eine Kulturministerin ernannte, die bei der Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Patrick Modiano keinen einzigen seiner Buchtitel kannte. Die drei grossen Zeitungen «Le Monde», «Libération» und «Le Figaro» besprechen kaum noch belletristische Bücher und sowieso keine fremdsprachigen, und haben Information, Bewertung und Einordnung zu und von Literatur aufgegeben, also die Auseinandersetzung mit fiktionalen Werken, schlimmer als hierzulande, schlicht eingestellt. In ihren Spalten erscheinen dafür Memoiren von Schauspielern und Politikern, «Werke» von Mannequins, Sportlerinnen und Designern.

«Le Monde», einst ein Flaggschiff des europäischen Journalismus, führt eine Rubrik mit dem Titel «Culture & Vous»: Mode, ausgefallene Kochrezepte, Restaurants, teure Möbel. Man hat, so Wandelère, die Sparflamme so weit gedrosselt, dass in einer weiteren Rubrik einmal pro Monat «drei Dichtern jeweils drei Zeilen Kommentar und drei Zeilen Zitat» zugestanden werden. Die *Essais* von Montaigne, die *Fleurs du Mal* von Baudelaire oder die Gedichte von Mallarmé bekämen heutzutage keine Minute Sendezeit im Radio oder Fernsehen und keine Zeile in der Presse und folglich keine Bestellung des Buchhandels. So viel zum literarischen Niedergang der Grande Nation, die sich in der Vergangenheit statt ihrer Kolonialkriege lieber ihres literarischen Genies gerühmt hat. Von Victor Hugo stammt der Ausspruch, jeder Mensch besitze zwei Muttersprachen, die seine und Französisch. Tempi passati.

4

Was die vorschnellen intellektuellen Aktivisten der 1968er-Jahre nicht geschafft haben – die europäische Literatur, diesen Luxus des marxistischen Überbaus, durch gesellschaftlich ausschliesslich nützliches Schreiben zu ersetzen –, was der sozialistische Realismus nicht geschafft hat – den Kampf der Humanität gegen die Reaktion in Kolonnen von papiernen Soldaten zu verwandeln –, das hat die alles überwältigende globale Ökonomie des Kapitalismus auch auf einem Nebenschauplatz erreicht: Kunst und Literatur in einen alle Qualität (samt ihrer unterschiedlichen Kriterien) nivellierenden Marktplatz von Konsum, Entertainment, Konsens und scheinheiliger Selbstbestätigung zu verwandeln. Dieser Zustand wird sich kaum weder von Autoren noch Intellektuellen, weder von Kritikern, Feuilletonistinnen oder Medienleuten rückgängig machen lassen. Dazu braucht es viele andere Akteure, zumal aus der Zivilgesellschaft. Nur wenn es nach und nach gelingt, den völlig enthemmten Marktliberalismus, der die Welt alleine als Börsenplatz und Ort der vagabundierenden Renditen begreift, zurückzudrängen, wird es uns vielleicht vergönnt sein, die Literatur erneut als Ausdruck des menschlichen Genius, als Bild des Daseins mit all seinen auch ästhetischen Anstrengungen und Leiden wiederzufinden.

Jochen Kelter, 1946, ist Autor und Publizist. Er engagierte sich kulturpolitisch u.a. in der Gruppe Olten, als Präsident des Verbands Pro Litteris oder des European Writer's Council. Zuletzt erschienen der Gedichtband *Wie eine Feder übern Himmel* und der Essay *Jetzt mache ich einen Satz.* Kelter lebt in Ermatingen.

Wo die Literatur lebt (I):
Solothurner Literaturtage

Man könnte jetzt wieder einmal klagen, die Ostschweiz werde im Rest des Landes nicht wahrgenommen. In der Tat sind Ostschweizer Namen im Programm der 40. Solothurner Literaturtage auch 2018 dünn gesät. Christian Uetz, der Thurgauer Wortakrobat, ist mit seinem neuen Lyrikband *Engel der Illusion zu Gast.* David Signer, gebürtiger Ausserrhoder, liest Erzählungen aus *Dead End*. Und in der Programmkommission sitzt der St.Galler Autor Florian Vetsch. Er moderiert unter anderem das Gespräch mit dem marokkanischen Autor Mahi Binebine (s. Porträt im Februarheft von Saiten). Weitere prominente ausländische Gäste sind John Banville (Irland), Margriet de Moor (Niederlande), die deutsche Anja Kampmann oder Najem Wali aus dem Irak. Im Zentrum steht aber auch im Jubiläumsjahr die Werkschau des einheimischen Schreibens aus allen vier Sprachregionen. Dazu kommen generationenübergreifende Dialoge und Podien, etwa zu den Balkankriegen, zum 70-jährigen Bestehen des Staats Israel oder zur «Stimme der Verlierer». Am Freitag- und Samstagabend gibt es ein Strassen-Literatur-Fest.

Solothurner Literaturtage: 11. bis 13. Mai

literatur.ch

Wo die Literatur lebt (II):
Bücherfest Frauenfeld

Drei Tage prallvoll mit Büchern und prominenten Autorinnen und Autoren: Das bietet das diesjährige Bücherfest Frauenfeld. Die Schweizer Literatur ist vertreten mit Melinda Nadj Abonji, dem in Frauenfeld aufgewachsenen Michael Stauffer, Lisbeth Herger oder den Historikern Aram Mattioli und Wilfried Meichtry. Aus Deutschland kommen Selim Özdogan, Mariana Leky, Michael Kumpfmüller, aus Österreich Raoul Schrott und aus Frankreich der algerisch-französische Autor Azouz Begag. Ausserdem gibt es Lesungen und Lieder für Kinder und Familien. Den Auftakt am Freitag macht Martin Walker, Autor der gefeierten, im französischen Périgord spielenden Krimis um Kommissar Bruno. Literaturwissenschaftlerin Christine Lötscher leitet Gespräch und Lesung ein mit einer Rede zum «Regionalkrimi als Genre der Globalisierung». Die Anlässe finden an diversen Orten vom Rathaus bis zum Kaff statt, das Dreitagefestival zählt auf enge Kooperation der beteiligten Institutionen unter Leitung der Programmchefin und Buchhändlerin Marianne Sax.

Bücherfest Frauenfeld: 25. bis 27. Mai

buecherfest.ch

Wo die Literatur lebt (III):
Lauschig in Winterthur

Literatur und Spoken-Word unter freiem Himmel: Das ist die Grundidee hinter lauschig, dem Literaturfest von Winterthur, das sich zu diesem Zweck als Gartenstadt versteht und eine Vielzahl von Gärten, Parks und Friedhöfen mit besonderer Atmosphäre bespielt. Diesen Sommer gibt es 18 Veranstaltungen mit 32 Künstlerinnen und Künstlern. Neu sind zwei Late-Night-Veranstaltungen und eine Serie an Kurzlesungen in der Altstadt im Rahmen der Musikfestwochen Winterthur. Klingende Namen dieses Jahr sind: Big Zis, Arno Camenisch, Dominic Deville, Urs Faes, Jurczok 1001, Ronja von Rönne, Hansjörg Schertenleib oder Raoul Schrott. Den Auftakt machen am 8. Juni Romancier Hansjörg Schertenleib und der Zürcher Fantasyautor Stefan Bachmann sowie Dominic Deville in der Late Night. Danach geht es drei Monate lang Schlag auf Schlag und Buch auf Buch. (Su.)

lauschig Winterthur: 8. Juni bis 1. September

lauschig.ch

Ein jahrzehntelanges Nachbeben

Die äusserliche Dramatik von Kurt Biglers Leben hält sich in Grenzen, die innere ist umso intensiver. Seine Lebensgeschichte ist eine eindrückliche Lektüre – und ein Stück Ostschweiz. Kurt Bigler lebte und arbeitete von 1966 bis 2007 in unserer Region.

Text: Peter Müller

Kurt Bigler im Sommer 1947 beim Lesen – eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. (Bild: Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich, Nachlass Kurt Bigler)

Judenverfolgung und Holocaust in Nazideutschland: So furchtbar das alles war, irgendwie kennt man es allmählich. Der Gedanke meldet sich mit den Jahren immer wieder, und nicht ganz zu unrecht. Und dann packt das Thema doch wieder. Es sind eben längst nicht alle Geschichten erzählt, längst nicht alle Aspekte beleuchtet. Die Lebensgeschichte von Kurt Bigler (1925–2007) ist ein Beispiel: Seminarlehrer in Rorschach, SP-Mitglied, Journalist, engagiert in verschiedenen Gremien und Ehemann von Margrith Bigler-Eggenberger, der ersten Bundesrichterin der Schweiz.

Seine Vergangenheit war bis heute nur vage oder gar nicht bekannt: Kurt Bigler war Jude und 1942, mit 17 Jahren, in die Schweiz geflohen. Hier baute er sich – unter Überwindung zahlloser Schwierigkeiten – eine neue Existenz auf, fand doch noch einen «Weg ins Leben». Jetzt, elf Jahre nach seinem Tod, ist eine Biografie über ihn erschienen.

Eine immense Aufgabe

Ein eindrückliches Buch – obwohl sich die äusserliche Dramatik in Grenzen hält. «Kurt Biglers Schicksal war nicht aussergewöhnlich tragisch, er verhielt sich nicht aussergewöhnlich heldenhaft oder aussergewöhnlich wagemutig», schreibt Historikerin Lea Bloch in der Einleitung. Intensiv ist dafür die innere Dramatik dieses Lebens. Als Kurt Bergheimer 1942 in die Schweiz floh, war er allein, mittellos und ohne Ausbildung. Dazu noch Jude. Er befand sich in einer Art von «biografischem Niemandsland» und hatte eine denkbar ungewisse Zukunft vor sich. Einen «Weg ins Leben zu finden», eine Identität zu entwickeln, war eine immense Aufgabe, die ihn oft an den Rand der Überforderung brachte, manchmal darüber hinaus. Mit Willenskraft, Glück und der Hilfe anderer Menschen schaffte er es aber. Wichtige Meilensteine waren die Matura (1948), die Adoption durch die Lehrerin Bertha Bigler (1950) und das Doktorat (1953). 1954 erfolgte die Einbürgerung – nach dem zweiten Anlauf. 1959 heiratete er die Juristin Margrit Eggenberger. Allmählich kam diese Existenz auf gute, tragfähige Wege. Und seine Tätigkeit als Lehrer erfüllte ihn tief. Besonders wichtig war ihm dabei das Vermitteln humanistischer Werte, zum Beispiel Toleranz oder das Engagement für Schwächere.

Immer einen gepackten Koffer im Schrank

Die inneren Schwierigkeiten blieben. Die Erinnerungen an Ausgrenzung und Deportation, Kinderheim und Internierungslager, an Flucht und den Verlust der Adoptiveltern im Holocaust – das waren Wunden, die nie verheilten. «Fertiggeworden bin ich mit der Vergangenheit nicht», schrieb Kurt Bigler 1992 in einem Brief. Bis an sein Lebensende konnte er nie einfach glücklich sein, litt unter Selbstzweifeln, Nervosität und Panikattacken. Mit Ablehnung und Konflikten konnte er nur schlecht umgehen. Mit seiner direkten Art stiess er bei Schülern, Lehrerkollegen und in der Politik oft auf Ablehnung. Er war überzeugt, dass er irgendwann wieder fliehen müsse. Aus diesem Grund lag im Kleiderschrank immer ein kleiner Koffer, gefüllt mit dem Allernötigsten, erzählte seine Witwe der Buchautorin Lea Bloch.

Lea Blochs Buch ist die Überarbeitung ihrer Masterarbeit, die sie an der Universität Basel geschrieben hat. Bei ihren Recherchen war sie auf Archivmaterial und Zeitzeugen angewiesen – Kurt Bigler ist 2007 gestorben. Das Bild, das sie von ihm zeichnet, bleibt eindringlich genug. Lea Bloch schreibt differenziert, sorgfältig, behutsam und kommt der Person Kurt Bigler mit Sicherheit nahe. Die Lektüre ist spannend und intensiv. «Eigentlich Stoff für einen Roman», denkt man sich gelegentlich.

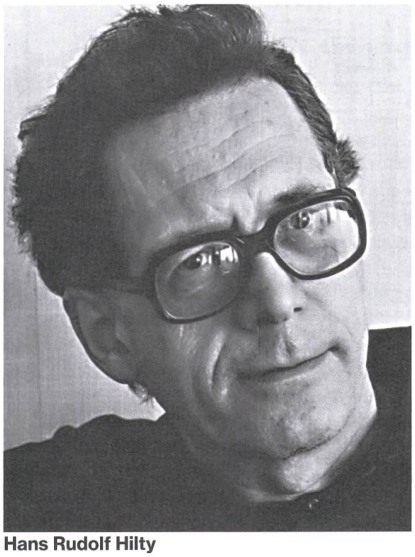
Natürlich ordnet die Autorin diese Lebensgeschichte auch in die historischen Zusammenhänge ein, etwa den Umgang der Schweiz mit jüdischen Flüchtlingen. Diese Kapitel sind gewiss wichtig, wirken aber oft etwas dicht und inhaltlich überladen. Aber darüber kann man sich auch andernorts informieren. Kurt Bigler war übrigens einer der wenigen jüdischen Flüchtlinge, die sich nach dem Krieg dauerhaft in der Schweiz niederliessen.

Lea Bloch: *Ich glaubte ins Paradies zu kommen. Leben und Überleben des Flüchtlings Kurt Bergheimer in der Schweiz.* Chronos Verlag 2018, Fr. 38.–

Gilg, das Atom und die Frauen

Literaturschauplatz St.Gallen: Die Kellerbühne holt mit einer szenischen Lesung den St.Galler Roman *Parsifal* von Hans Rudolf Hilty (1925–1994) aus der Vergessenheit.

Text: Daniel Fuchs



Hans Rudolf Hilty

Umtriebig war er und prägend für die hiesige Literaturszene in der Nachkriegszeit. In der von ihm gegründeten Zeitschrift für moderne Dichtung «hortulus» gelang es Hans Rudolf Hilty zwischen 1951 und 1964, praktisch alle zeitgenössischen Stimmen von Rang und Namen in Erstdrucken zu versammeln. In Zusammenarbeit mit dem Tschudy-Verlag gab er die «Quadratbücher» heraus. Schriftstellerisch betätigte sich Hilty in allen literarischen Sparten. Er verfasste Lyrik, Prosa und Theaterstücke. Dafür wurde er 1986 für sein Schaffen mit dem St.Gallischen Kulturpreis gewürdigt.

«Gymnasiales Gemüse»

Familienname: Gilg. Vorname: Ekkehard. Sohn bürgerlicher Eltern aus einer bürgerlichen Stadt, aufgewachsen in der Dienstwohnung des Stadtbibliothekars, 40-jährig, Junggeselle, Klavierlehrer, Bach-Liebhaber, Studentenname *Parsifal*, verzehrt eine atomar verseuchte Thunfischkonserve. In der Folge leidet er an «radioaktivem Unwohlsein» und Weltekel und vertieft sich ins Studium der Atomphysik. Sein Studienkollege Hermann Schlumpf vulgo Trotzki, erzliberal, verschafft ihm einen Kompositionsauftrag des Stadttheaters. Gilg soll eine Ballettmusik nach Saint-Exupérys *Der kleine Prinz* schreiben. Die junge Solotänzerin Rahel Aubépine soll diesen verkörpern. Er verliebt sich in sie.

In sieben Heften protokolliert Ekkehard Gilg seinen Kampf gegen die Bedrohung durch das Atom, gegen die Vereinnahmung durch seinen politisierenden Freund. Er notiert sein Ringen um einen der Zeit angemessenen künstlerischen Ausdruck und sucht nach einer ernsthaften Liebe.

«Man möge sich das Jahr 1957 als Zeit der Handlung vorstellen», heisst es im Vorspann. In der Tat wird der Leser in die Zeit des Kalten Krieges versetzt. Kernphysik, Versuche mit atomaren Megabomben, die sich ankündigende Raumfahrt, führen zu einem «vierdimensionalen» Weltbild.

Es ist stofflich viel, was Hilty in seinen Roman hineinzwingt, und das macht die Lektüre stellenweise harzig. Wir geben dem Autor Recht, wenn dieser sich in der Rückschau selbstkritisch äussert: «Ich empfinde heute, dass noch etwas gymnasiales Gemüse darin ist; es gibt noch manches, das ich einmal streichen würde, nicht das Zeitbezogene, sondern gewisse Gefühligkeiten.» Anita, Lilian, Silke, Marion, Regula, Rahel – ein Reigen von Frauen kreuzt den Weg des Protagonisten. Hier würde ein kritisches Lektorat dem Roman sicher gut tun.

Parsifal, ein St.Galler Roman?

Parsifal, ein Musikerroman? Die Kapitelung in «Die sieben Hefte des Musikers Ekkehard Gilg» lassen das vermuten. Es ist ein langer Weg für einen, der noch nie eine Note geschrieben hat, zu einer «Meta-Tonalität», einer Neuen Musik, die sich in Parallelität zur neuen Physik orientiert. Glaubwürdig nachvollziehen lässt sich die musikalische Entwicklung Gilgs im Roman aber nicht.

Für Gilg werden Paul Klees *Tagebücher* und Kandinskys Schrift *Das Geistige in der Kunst* zu Quellen von Inspiration und Befreiung. Ob *Der kleine Prinz*, als geplantes Gesamtkunstwerk aus Wort, Musik und Tanz, instrumentiert für Flöte, Vibraphon, Xylophon und Klavier und Sprechstimmen, je komponiert werden wird? Der Roman lässt das offen.

Ist *Parsifal* ein St.Galler Roman? Der Lektüre eines teilweise vor Ort angesiedelten Romans ist immer etwas Geschmäcklerisches beigemischt. Man hat das alte Stadttheater am Marktplatz noch in Erinnerung. Ist das «Milster» das Café Seeger? Warum heisst der Theaterdirektor ausgerechnet Karl Hummel? Nur ist es so, dass die Stadt nicht erwähnt wird und einige Dinge bewusst auch topografisch nicht stimmen. Die Erfahrungen in Bezug auf St.Gallen seien mehr von der Atmosphäre ausgegangen, sagt Hilty 30 Jahre später.

Dazu ein pikantes Detail: Auf Seite 44 heisst es im Roman: «Nun wollten die Schwarzen den Auftrag schon wieder dem Domkapellmeister zuschanzen, der doch in den letzten Jahren drei Viertel aller Kompositionsaufträge in unserer Stadt bekommen hat.» Der hier Schreibende kann aus privatester Quelle vermelden, dass Domkapellmeister Johannes Fuchs nie komponierte!

Anstoss für eine Neuauflage?

Nachspiel: Hans Rudolf Hilty engagierte sich für die damalige Atomwaffenverbots-Initiative. «Beim St.Galler Tagblatt, wo ich regelmässiger Mitarbeiter war, hat man mir das übelgenommen. Das ist nicht St.Gallen; das St.Galler Tagblatt ist auch damals nicht St.Gallen gewesen, nur war es einer meiner Brotgeber», räsoniert er 1987, längst nach Zürich weggezogen.

Der Buchstadt St.Gallen wäre es jedenfalls würdig, über eine Neuedition des Romans nachzudenken. Hilty hat dazu in einem Interview in der Zeitschrift «Noisma» gesagt: «Wenn der *Parsifal* wieder aufgelegt werden könnte – und ich möchte eigentlich eine Taschenbuchausgabe, nicht eine Neuauflage des Leinenbandes –, dann würde es von mir aus so heissen: *Parsifal. Protokoll einer Häutung.*»

Der Auftrag oder Ekkehard Gilgs Häutung.
Szenische Lesung nach dem Roman *Parsifal* von Hans Rudolf Hilty:
14., 16., 18. Mai, 20 Uhr, Kellerbühne St.Gallen

kellerbuehne.ch

Museum

Die Arbeit im Mittelpunkt

Der Ort passt perfekt. Wo könnte in Winterthur besser über die Veränderung des Arbeitsalltags reflektiert werden als mitten im Sulzer-Areal? Dort, wo früher Motoren hergestellt oder Metall gegossen wurde und heute ein Kino, Bars oder Werbeagenturen zu finden sind.

In einer der Hallen im ehemaligen Industrieareal erhalten Interessierte von Mai bis September Einblick in den Wandel der Arbeitswelt der letzten Jahrzehnte. Welches waren die grössten Veränderungen? Wie hat sich die Digitalisierung ausgewirkt, welche Gegenstände sind aus dem Arbeitsalltag verschwunden? Diesen und weiteren Fragen widmet sich die Ausstellung des Museums Schaffen «Zeit. Zeugen. Arbeit. Ein Ausstellungsparcours.» Das Museum erhält in den kommenden Jahren durch Veranstaltungen, Sonderausstellungen und Publikationen ein Gesicht. Es stellt dabei stets den Menschen als Schaffenden in den Mittelpunkt.

Wie die Kommunikationsverantwortliche Andrea Keller erklärt, war die Vorbereitung intensiv. Denn die Halle Rapide, die Implenia dem Museum im Rahmen einer Kooperation bis Sommer 2019 zur Verfügung stellt, war vor Kurzem noch ziemlich leer – und beim Gespräch Anfang März auch bitterkalt, denn geheizt wird die Halle nicht. Mit dem Ort sind die Verantwortlichen sehr glücklich, die vielen Erinnerungen an die frühere Industrie werden wohl ihren Teil zur spannenden Atmosphäre beitragen. Auch die Kälte sollte mittlerweile kein Problem mehr sein. Und im Hochsommer, wenn es wegen des Glasdaches wohl ziemlich heiss wird, macht die Ausstellung Pause.

Wer in einem Café, im Zug oder im Park sitzt und den Menschen zuhört, merkt schnell: Die Arbeit ist das Thema, das die Gesellschaft wohl am meisten prägt. Es gibt kaum ein Gespräch, bei dem die Arbeit nicht thematisiert wird, und wenn junge und alte Menschen aufeinandertreffen, werden die Unterschiede von früher und heute diskutiert. Die Arbeit hat einen hohen Stellenwert. «Wir chrampfen, leisten, erschaffen und verbinden unsere Arbeit mit der Suche nach Sinn, dem Bedürfnis nach Ausdruck und Anerkennung oder mit der Sorge um den Lebensunterhalt. Dabei werden wir auch Zeugen von Zeitgeist und Wandel», schreibt das Museum Schaffen im Flyer zur Ausstellung.

Im Zentrum der Ausstellungen stehen keine Artefakte oder Texte, sondern Menschen. 30 Frauen und Männer aus Winterthur erzählen von ihren Erfahrungen und reflektieren gemeinsam mit den Besucherinnen und Besuchern die Arbeitswelt. Wer hat was erlebt und inwiefern wurde die berufliche Laufbahn von wirtschaftlichen, technologischen und gesellschaftlichen Veränderungen geprägt?

Beim ersten Infoanlass seien über 60 Interessierte gekommen, sagt Co-Kurator Martin Handschin. Dass nun die Hälfte davon auch wirklich dabei ist, sei sehr erfreulich. Schliesslich machen sie es freiwillig, investieren viel Zeit und werden nicht entlöhnt. «Die 30 Mitwirkenden sind keinesfalls repräsentativ», ergänzt Handschin. Es habe mehr Frauen als Männer und mehr ältere als junge. Dennoch: Erzählen können sie so einiges.

Das wurde bereits beim ersten von drei «Intensivweekends» klar. Dabei trafen sich die 30 Freiwilligen mit Martin Handschin und Projektleiterin Melanie Mock, um Ideen für die Ausstellung zu sammeln. Und immer wieder kamen lustige Geschichten auf. «Früher habe ich meinen Monatslohn – 1000 Franken – jeweils bar erhalten», erzählte einer. Und löste dabei eine Diskussion aus über die Tipex-Funktion bei der Schreibmaschine, die analoge Aktenablage oder die grossen Feiern, die es früher gab, wenn ein langjähriger Arbeitnehmer pensioniert wurde. «Beim gemeinsamen Rückblick tauchen immer wieder Geschichten und Beobachtungen auf, die sich stark gleichen», erklärt Handschin.

Die Ausstellung gemeinsam mit den Mitwirkenden zu gestalten, sei toll, aber auch nicht ganz einfach, findet er. «Unser Konzept basiert auf den Geschichten, die sie uns mitgeben. Es war wie ein Ping-Pong-Spiel zwischen uns Organisatoren und den 30 Freiwilligen.» Handschin betont, dass es nicht darum geht, den Besucherinnen und Besuchern zu sagen, wie es früher gewesen ist. Vielmehr sollen Facetten des Wandels aufgezeigt werden. Und das Publikum soll dazu angeregt werden, über die eigene berufliche Zukunft nachzudenken. Welche Ängste haben die jungen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer heute, welche Veränderungen kommen noch auf uns zu?

Neben der Ausstellung wird es in der Lokstadt Halle Rapide auch ein vielseitiges Rahmenprogramm geben. Veranstaltungen wie Lesungen, Konzerte oder sogar Yoga-Stunden stehen auf dem Programm. (Sharon Kesper)

Zeit. Zeugen. Arbeit. Ein Ausstellungsparcours: 5. Mai bis 16. September (Sommerpause: 16. Juli bis 22. August), Museum Schaffen, Winterthur

museumschaffen.ch

Improvisation

Musikalisches Radeln

Velo-Thurnee nennt das Ostschweizer Stimm- und Saitenensemble «Stimmsaiten» seine Konzerttournee durch Appenzeller Hügel, der Thur entlang bis mitten hinein ins Geschehen der Kulturbühne 2018. Dabei bewegen sie sich ausschliesslich per Velo.

Die zwei Musikerinnen und zwei Musiker spielen auf ihrer musikalischen Radreise nebst geplanten Konzerten auch spontane. Wo es gefällt, wo es passt, da machen sie Halt. Und das steht der Sängerin Sonja Morgenegg, dem Sänger Marcello Wick, der Cellistin Lorena Dorizzi und dem Kontrabassisten (und Saiten-Verlagsmensch) Marc Jenny bestens zu Gesicht. Denn ihr Ensemble widmet sich gänzlich der Freien Improvisation.

Seit Jahren machen sie ausschliesslich Musik, die im Moment entsteht. Und das ist besonders interessant, weil Morgenegg Stimmimprovisation mit Naturjodel kombiniert, Wick archaischen Ober- und Untertongesang erforscht, Dorizzis Fokus auf klassischer Musik liegt und Jenny zwischen Punk und Jazz oszilliert.

Velo-Thurnee mit Stimmsaiten: 29. April bis 6. Mai, Appenzell bis Toggenburg

stimmsaiten.ch

Festival

Berneck blüht

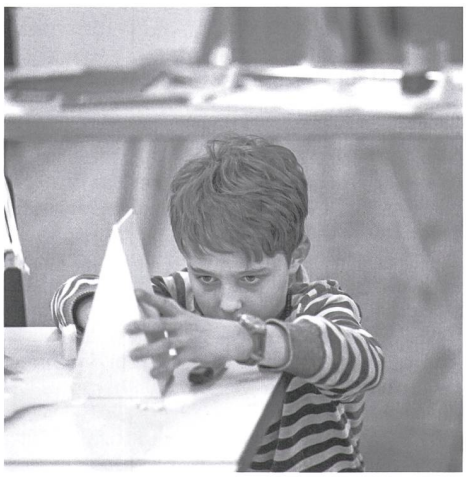
Nicht nur Berlin, Zürich oder St.Gallen haben ihr Festival – auch Berneck hat seins: die Maiblüten. Dieses Jahr eröffnete es Ende April mit einer Fotoausstellung «Wir sind Berneck»: Porträts von 100 Einwohnerinnen und Einwohnern entwerfen ein Panorama heutiger Bernecker Lebensart. Und da nach geht es durch den Mai mit musikalischen und literarischen Trieben aller Art: Balkansound mit Seebass und dem Traktorkestar, Jazz mit Peter Lenzin, einer spannungsgeladenen Stil-Fusion mit dem Trio Artemis und Daniel Schnyder, Comedy und Slampoetry, kecker Volksmusik mit Pflanzblätz oder Vokalmusik a capella mit dem tschechischen Ensemble Akcent. Bespielt werden Kirche und Torkel, Rathausplatz und Mehrzweckhalle. (Su.)

Maiblüten Berneck: bis 1. Juni

kulturforum-berneck.ch

Architektur

Sommercamp für Jugendliche



Wer baut eigentlich all diese Häuser, Strassen und Brücken? Was gibt es in einem unbekannten Quartier zu entdecken? Welche Geschichte haben die Häuser?

Solchen und ähnlichen Fragen spürt das Sommercamp für Kinder und Jugendliche zwischen 10 und 15 Jahren nach. Kern der viertägigen Kurse bildet jeweils eine Safari durch den Kursort. In der Stadt St.Gallen, in Wil, Altstätten, Wattwil, Teufen und Rapperswil-Jona führen die Entdeckungsreisen zu besonderen Häusern. Dort werden Details gesucht, die die Jugendlichen sonst nicht beachten. Und sie treffen auf Architektinnen und Ingenieure, die ihnen Fragen beantworten. Schliesslich bauen sie selber Modelle und prüfen zum Beispiel, wie Licht in Räume einfällt und Stimmung erzeugen kann.

Die Sommercamps füllen eine Lücke im Schulstoff, denn Architektur kommt im Unterricht kaum vor. Die Kurse wollen aufzeigen, dass Baukultur mehr ist als die Gesamtheit der Gebäude. Dazu erforschen und dokumentieren die jungen Teilnehmerinnen und Teilnehmer den jeweiligen Ort. Materialien und Konstruktionen werden erklärt und zum Abschluss stellen sie eine eigene Ausstellung zusammen.

Im Januar hatte im Zeughaus Teufen ein erster Probe-Workshop stattgefunden, von dem sowohl die Jugendlichen als auch die Wissensvermittler begeistert waren. Die Sommercamps sind eines jener Projekte, die die St.Galler Kantonalbank mit einem Beitrag aus ihrem Jubiläumsfond fördert. Organisiert werden die Kurse vom Architekturforum Ostschweiz. (rh)

Die jeweils vier Kurstage finden an folgenden Daten statt:
St.Gallen und Wil 10. bis 13. Juli,
Altstätten, Wattwil und Teufen 17. bis 20. Juli,
Rapperswil-Jona 7. bis 10. August.

Anmeldung: sommercamp@a-f-o.ch

Musik

Botanisieren mit H.C. Artmann

wär ich ein kesselflicker,
ich flickte mir das herz
mit blanken kupfergroschen,
zu stillen meinen schmerz.

durch zauberei und sünde
empfing es loch um loch,
ich geh durch wiesengründe,
und lach ich, wein ich doch.

mein trank ist von dem rebstock,
ihn trink ich, wo ich kann,
oh, wär ich gleich ein rehbock
in efeufinstrem tann.

will ich den leib ausruhen,
so fliehet mich der traum,
in ausgedienten schuhen
wach ich am waldessaum.

mit schlummerlosen augen
vergeht mir so die nacht,
sie will zu gar nichts taugen,
die ganze flimmerpracht.

So kommen fünf Strophen aus der 1975 erschienenen Sammlung *Aus meiner Botanisiertrommel – Balladen und Naturgedichte* des grossen österreichischen Dichters H.C. Artmann (1921–2000) daher: Vierzeiler in dreifüssigen Jamben, umarmende Reime, in konsequenter Kleinschrift gehalten, rhythmisch sicher und inhaltlich abgründig gesetzt, schräg, verzweifelt, hochironisch und dennoch existenziell.

Artmanns poetisch erschaffene Landschaft bevölkern Figuren wie ein Pinguin, ein Triton, ein Anarchist oder ein Anachoret; auch Imker, Diebe und Feen, selbst ein Haziendero («h.c. iendero») kommen zu Wort in diesem surrealen Textgefilde, das ein dadaistischer Aberwitz unterminiert. Ein herrliches Buch für jede Freundin, jeden Freund der Poesie!

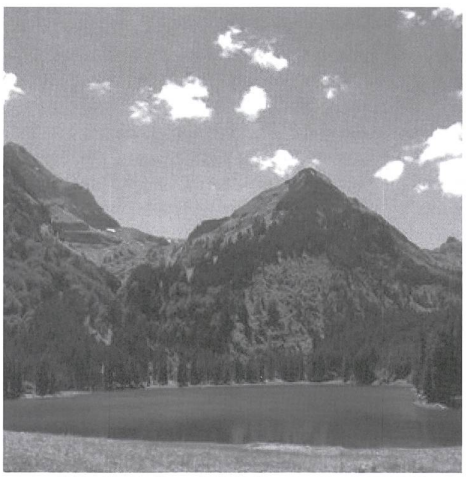
Enrico Lavarini (*1948) bewegt sich in seiner Umsetzung von Artmanns *Botanisiertrommel* in einem breiten musikalischen Horizont, der für vielerlei Spielelemente Raum bietet: für Verweise auf österreichische Volksmusik, Versatzstücke aus verschiedenen weiteren Kulturkreisen, Zitate und skurrile Klangverbindungen. Noch Joseph Haydns *Kaiserhymne* und Schuberts *Am Brunnen vor dem Tore* durchgeistern in verfremdeter Form das Klangfeld. Oder beissende Ironie würzt ein *volksfest mit lampionen*, während klagende Winterstimmung über *du harter november* liegt. Enrico Lavarini ist eine abwechslungsreiche und vielschichtige Umsetzung von Artmanns kühner Poesie gelungen.

Die Solopartie gibt der Tenor Karl Jerolitsch, seines Zeichens gebürtiger Österreicher. Unter der Leitung Enrico Lavarinis spielt das Kammerensemble des Concentus rivensis. (fv)

Aus meiner Botanisiertrommel:
17. Mai, 19.30 Uhr, Lokremise, St.Gallen

Festival

Wild im Werdenberg



Wie tönen Kuhhörner? Wie passen sie zusammen mit Jodel und Dudelsack? Was tut der Feuertanz dabei? Und was sind Klangdrohnen? Wilde Fragen zu einem wilden Anlass – die Antwort kann man am 26. Mai am Voralpsee bekommen, diesem tiefgründigsten aller St.Galler Bergseen. «Tiefe Wasser» heisst das Programm. Es ist Teil der diesjährigen Schlossmediale, dem Festival auf Schloss Werdenberg, das sich 2018 dem Oberthema «Wild» verschrieben hat. Dabei soll es, so Intendantin Mirella Weingarten im Programmheft, um die «Irr- und Wirrpfade der Natur in den Bergen um das Schloss, die Ursprünglichkeit längst vergangener Zeiten und die Unwegsamkeiten der eigenen Wildheit» gehen.

Das Festival hat dazu mit Heiner Goebbels einen der herausragenden Gegenwartskomponisten engagieren können. Goebbels komponiert unter anderem ein Werk für den bretonischen Dudelsack-Virtuosen Erwan Keravec, dessen Quatuor Sonneurs auch andere archaische Instrumente zeitgenössisch zum Klingen bringt. Einen Abend zuvor kann man im Schloss das grandiose Theatre of Voices von Paul Hillier hören mit der Beckett-Vertonung *Worstward Ho* von Goebbels und den *Lacrimae* von John Dowland – da läuft es Freunden der Alten und Neuen Musik schon präventiv kalt den Rücken herab, wie auch beim Eröffnungsabend mit einem Vokalensemble um David Moss und der Konfrontation von zeitgenössischen Kompositionen mit Henry Purcell.

Daneben kommt aber auch die Region zum Klingen und zum Wort. Bergsteiger This Isler führt in die Sonnen- und Schattenseiten der «wilden Natur» ein, Jodlerin Nadja Räss ist im Schloss zu hören, zum Finale im Schlosshof gibt es Wild am Spiess und Flamenco. (Su.)

Schlossmediale Werdenberg, 18. bis 27. Mai.

schlossmediale.ch

Tanz

Auf den Gassen, in den Beinen

Lindy Hop fetzt. Wer daran bis jetzt gezweifelt haben sollte, den wird der 4. Mai eines Besseren belehren. In der Offenen Kirche zeigen die Sitterbugs ihre Choreografien und laden zuvor zu einem Crashkurs ein. Eine solche Swing-Soirée zur Eröffnung des Tanzfests gab es 2017 bereits, und dass sich der Erfolg wiederholen wird, daran zweifelt Alena Kundela nicht. Denn zum einen habe St.Gallen eine wachsende Lindy-Hop-Szene – und zum andern passe der Abend ideal zur Grundidee des nationalen Grossanlasses, sagt Kundela, die zusammen mit Amanda Märkli das St.Galler Tanzfest organisiert.

Diese Idee heisst Partizipation: Mitmachen soll im Zentrum stehen, die Bewegungslust und das Tanzfieber der Bevölkerung sind das Mass aller Dinge. «Das Tanzfest will nicht Steps sein», sagt Alena Kundela. Es bringt statt renommierter Tanzkompanien den Tanz in die Gassen und zu den Leuten; das Programm baut auf die regionalen Kräfte und auf möglichst niederschwellige Angebote. Dazu gehören die Schnupperkurse der Tanzschulen unter dem Titel «Tanzrauschen», Einblicke in Ecstatic Dance, ein Stubete-Brunch oder der Hip-Hop-Battle, der sich (in Konkurrenz zum zeitgleich stattfindenden Zürcher Red-Bull-Battle) eher an Newcomer richtet. Weitere Highlights sind der Tanzrundgang in der Innenstadt mit Musiker Enrico Lenzin und vier Profitanzschaffenden – oder der Sonntagabend mit Kurzstücken und Blick über die Grenze: Das Netzwerk Tanz Vorarlberg gestaltet das Programm «Beyond Borders» mit.

St.Gallen ist eine von rund 30 Städten, die beim schweizweit zum 13. Mal stattfindenden Anlass dabei sind. Die Ostschweiz ist im übrigen ein blinder Fleck auf der Landkarte, während die Romandie fast flächendeckend mittut. Dort ist der Tanzdachverband Reso, der das Fest koordiniert, auch am besten verankert. Mit nur 15 Franken für den Tanzfest-Button kann man das ganze Programm schweizweit geniessen; die diversen Anlässe in den Gassen sind sowieso kostenlos. Und auf dem Markplatz wird eine offene Tanzbühne aufgebaut. Hier kann jede und jeder auftreten, unabhängig von Alter, Stil und Professionalität. (Su.)

Tanzfest St.Gallen:
4. bis 6. Mai, diverse Orte

dastanzfest.ch/st_gallen

Tanz

Der Schlauch der Welt

«...und natürlich wird die Grabenhalle nach Gummi riechen.» Die Ankündigung lässt einen heftigen Abend erwarten. Den Gummigeruch beisteuern werden 20 Schläuche von LKW-Pneus, die als «Bühnenbild» funktionieren und mit denen die Truppe sich aufmacht, die «Balance zu finden in einer Welt, die aus den Fugen geraten ist». Das Ergebnis wird Ende Mai zu sehen sein: *BIG BIRD*, das jüngste Stück des St.Galler Panorama Dance Theaters von Ann Katrin Cooper und Tobias Spori, getanzt von einem spanisch-deutschen Ensemble mit Laura Garcia Aguilera, Diane Gemsch, Richard Mascherin und Tobias Spori. In Barcelona, erzählt Ann Katrin Cooper, hat die Truppe in einer ehemaligen Kirche, die nun ein Kulturzentrum ist (nunART Guinardo), eine künstlerische Residenz gefunden, die sie für eine 10-tägige Recherche im März und für drei Wochen im April nutzen konnte. Ab Anfang Mai wird dann in der Offenen Kirche geprobt, wie schon beim Vorgängerstück *Wisdom of the Crowd* vor einem Jahr. Premiere ist am 22. Mai in der Grabenhalle.

Die Schläuche sollen eine (Wohlfühl-)Blase formen, die von der Decke hängt – und während des Stückes Risse bekommt. Auf dem Boden sind weitere Schläuche angeordnet. Mit dem «intuitiven Wissen der Körper» wird diese ungewöhnliche Schlauchlandschaft erforscht, «auf der Suche nach den Abgründen und dem prallen Leben unter der Oberfläche, die uns einzulullen droht», wie es in der Ankündigung heisst. «Uns erschreckt immer wieder der grosse Kontrast zwischen dem Weltgeschehen und unserer heilen Welt hier in der Schweiz», erläutert Produktionsleiterin Cooper. «Wo bleibt der Aufstand? Warum sind so wenige bereit, ihre Komfortzone zu verlassen? Uns scheint, dass wir uns zu oft einmitten und nichts riskieren. Deshalb wollen wir bei *BIG BIRD* mit den Körpern in die Extreme gehen, um herauszufinden, wo wir uns aufhalten müssen, um weiter zu gehen, anstatt stehen zu bleiben.» (Su.)

BIG BIRD:
22., 23., 27., 28. Mai Grabenhalle St.Gallen
24. Mai Remise Bludenz
2. Juni Theater am Gleis Winterthur

panoramadancetheater.ch

Perkussion

Polyrhythmische Zeitreise

Es ist weit mehr als ein kommunes Drumset. Der Perkussionist mittendrin, fast schwebend, um ihn herum Metallstreben, dutzende Toms und Trommeln, Becken mit Löchern und seltsam verdrehte, undefinierbare Schlaginstrumente. Dazu Lichtschnipsel und -effekte, die wie Pinsel über die Projektionsflächen streifen, in Sekundenbruchteilen neue, unerforschte Welten auftun.

Zeitmaschine nennt Heinz Lieb sein filigranes, überdimensionales Perkussionsinstrument – «ein sinnliches, multimediales Gesamtkunstwerk». Es symbolisiere das Sonnensystem, sagt er, im Inneren befinde sich ein spielbares, komplexes Uhrwerk.

Lieb gilt als einer der innovativsten Trommelkünstler Europas. Er studierte in Bern und New York klassische Perkussion. In den 90er-Jahren begann er mit der Entwicklung seiner «Klangskulpturen», den Cosmicdrums, mit denen er schon etliche Festivals und auch die Expo.02 besuchte. Für seine aktuelle Produktion arbeitet der gebürtige Konstanzer mit den Tänzerinnen Emma Skyllbäck und Zaida Ballesteros sowie mit Kai Rauber, der früher Teil des St.Galler Drum-Duos Bubble Beatz war, zusammen.

2013 erdachte Lieb das Projekt «Trommeltanz», eine Trilogie zum Thema Zeit. Nach *Out Of Time* und *Cosmicwatch* schliesst er diese nun mit dem Stück *Die Zeitmaschine* ab. Es ist den Themen Zeitreise, Zeit als Illusion und Traumzeit gewidmet und im Mai in Rorschach zu sehen, zweimal als Kooperation und einmal als Soloperformance.

Das Publikum erlebe eine tänzerische und musikalische Zeitreise durch die Epochen; von ältesten, archaischen Trommeltraditionen bis hin zur elektronischen Avantgarde, erklärt Lieb. «Afrikanische und japanische Trommeltraditionen mischen sich mit modernem Techno und Drum'n'Bass. Zusammen mit den trommelnden Tänzerinnen ergibt sich eine faszinierende Welt aus Rhythmus und Bewegung.» (co)

Trommeltanz mit Emma Skyllbäck und Zaida Ballesteros:
11. und 12. Mai, 20 Uhr, Industriestrasse 36, Rorschach. Gast: Kai Rauber

Soloperformance von Heinz Lieb:
18. Mai, 20 Uhr, Industriestrasse 36, Rorschach

heinzlieb.com

Mixologie

Mona Lisa Cocktail

Dichter trinken, Künstlerinnen trinken, alle trinken. Friedrich Dürrenmatt genehmigte sich in der Zürcher Kronenhalle jeweils ein Glas Beaujolais. William Faulkners literarischer Weg zum Nobelpreis war gezeichnet von Alkoholsucht und leeren Whiskyflaschen.

1994 beschäftigte sich das Magazin «du» mit dem «Treibstoff Alkohol» und ging dem Zusammenhang zwischen Dichter und Flasche nach. Zu einem klaren Resultat kam man dabei zwar nicht. Jedoch scheinen Rausch und Kreativität, Kunst und Alkohol auffällig nahe beieinander zu liegen. Und fürwahr: keine Vernissage ohne das obligate Glas Wein. Im Anschluss begleitet das lokale «who is who» die internationalen Künstler für gewöhnlich an kosmopolitische Orte, nicht selten in Cocktailbars.

Im Sinne eines Tummelplatzes für Kreative und Schreiberlinge findet die Bar in der Schweiz ihren Urtyp in der Zürcher Kronenhalle. Illustre Gäste wie Coco Chanel, Pablo Picasso oder James Joyce verkehrten dort. Die Wände behängt mit Gemälden von Chagall, Mirò, Braque, der Tresen dekoriert mit Leuchtern von Diego Giacometti, wähnt man sich gleichsam in einem Privatmuseum. Im Kontext des feinsinnig gestalteten Raumes wird die Bar zum Kunstwerk. Und von Kunst umgeben gibt sich der Gast dem Rausch hin und hofft auf Inspiration.

Man feuchte den Rand eines Cocktailglases mit einem Stück Zitrone an und tupfe dann das Glas in Griesszucker. Es sieht nun so aus, als ob der Glasrand mit einer feinen Eisschicht überzogen sei. Hierauf gebe man in den Shaker 2 bis 3 eigrosse Stücke Roheis, ⅓ franz. Vermouth, ⅔ Crème de Cacao, schüttle das Ganze kurz und seihe es in das präparierte Glas. Dem fertigen Cocktail gibt man 1 Kirsche bei.

Der Volksmund sagt, es liege im Auge des Betrachters, zu entscheiden, was Kunst sei. Die Mona Lisa ist berühmt dafür, den Betrachter scheinbar anzuschauen. Ganz sicher ist man sich dann aber doch nicht. Auch die Bar ist ein Ort der Blicke. Und auch hier ist man sich nie ganz sicher, ob man selber gemeint ist oder vielleicht doch jemand anderes... Gemeinhin sucht man die Bar zum Zwecke des Zusammentreffens mit anderen Menschen auf. Selten ist man dort allein, aber manchmal dann doch irgendwie.

Für seine «Gespräche mit dem Glas und mit sich selbst» suchte der Filmemacher und Autor Luis Buñuel jeweils die stillsten Lokale auf, um zu den «geheiligten Stunden des Aperitifs» in Gedanken zu versinken. Für Buñuel war die Bar «eine Schule der Einsamkeit». Ihr Geist manifestiert sich am vollkommensten im Moment relativer Leere: «Sie muss vor allem ruhig sein, möglichst düster und sehr bequem.»

Weit entfernt von Parties oder lautstarken Saufgelagen verschafft sich so der Rausch langsam und allmählich Eingang in den menschlichen Verstand. Alkohol füllt die Leerstellen. Und zugleich bindet er, was vordergründig nicht zusammenpasst. Gewahr wird einem dies indessen meist erst im Nachhinein.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

2 Gedichte im Mai

Mal abgesehen von der einen Amsterdam-Story

Es muss in meinen frühen Teens gewesen sein
Als ich mir im Traum
Eine Spritze
Mit Heroin
Setzte
& abdrückte
Ich wachte auf
In nass geschwitzten Laken
Zitternd vor Schock
& vor Erregung

Oh, that was so real

Dieser Traum
War etwas vom Besseren
Was einem hirnverliebten Angsthasen wie mir
Passieren konnte
Jegliches Interesse
An bewusstseinserweiternden Substanzen
War nach diesem Erlebnis
Fix verflogen
Mal abgesehen von der einen Amsterdam-Story
Die alle im CV stehen haben

Claire Plassard, 22. Mai 2017

Dada Amsterdamer Schnitte Dada

Damm
Am
Damm
Am

Am
Melkweg
Steile
Töne
Eile
Rembrandt
Damm
Am
Melkweg
Eile
Radweg

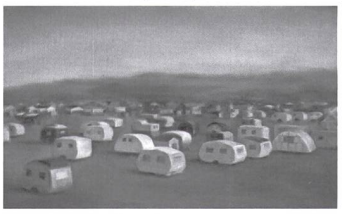
Steile
Chrysantheme
Himmlische
Niederungen
Immerzu
Töne
Töne
Eile

Damm
Am
Damm
Am

Florian Vetsch, 28. Mai 2017

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Lichtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Caravan in Aarau

«On the Road» heisst die Jubiläumsausstellung von «Caravan». Die Ausstellungsreihe für junge Kunst im Aargauer Kunsthaus gibt es seit zehn Jahren – und sie hat sich bewährt. Zum runden Geburtstag zeigen neun vielversprechende Kunstschaffende und ein Künstlerinnenkollektiv aus der Schweiz neue Werke.
Caravan: On the Road
4. Mai (Vernissage 18 Uhr)
bis 23. September,
Aargauer Kunsthaus, Aarau
aargauerkunsthaus.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Singen in Basel

Bereits zum 11. Mal erfüllen Kinder- und Jugendchöre aus ganz Europa Basels Innenstadt mit Gesang. Das Europäische Jugendchor Festival möchte junge Menschen über alle Grenzen hinweg zusammenführen, um gemeinsam neue Horizonte zu entdecken. Es wartet ein breitgefächertes Programm von Konzerten über Workshops bis hin zu Schiffausflügen auf dem Rhein.
Europäisches Jugendchor Festival
9. bis 13. Mai, diverse Orte in Basel
ejcf.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Aua in Bern

Ab Mitte Mai werden in der Stadt Bern spielend Grenzen aufgelöst und neue Verbindungen geknüpft: Das Theaterfestival «Auawirleben» startet. Unter dem Titel «Up Close und Relational» zeigen Künstlerinnen und Künstler aus der ganzen Welt ihre Produktionen in der Dampfzentrale, im Schlachthaus Theater und im Tojo Theater in der Reitschule.
Auawirleben – Theaterfestival
16. bis 26. Mai, diverse Orte in Bern
auawirleben.ch

041
Das Kulturmagazin

Feminismus in Luzern

Die Neubad Lecture geht mit vielversprechendem Titel in die fünfte Runde: «Wie Sozialisten die Frauen vergassen und Arbeiterinnen den Feminismus erfanden.» Über das Thema referiert Prof. Dr. Caroline Arni (Bild). Schwerpunkte ihrer Arbeit bilden die Geschlechterforschung und Kultursoziologie, ihre Dissertation über die Paarbeziehung um 1900 wurde mehrfach ausgezeichnet.
Neubad Lecture
22. Mai, 20 Uhr, Neubad Luzern
neubad.org

KuL

Brandstifter in Schaan

Das bekannte Stück von Max Frisch hat seit seiner Uraufführung 1958 an Aktualität zugenommen. Die Rollen sind hervorragend, die Dramaturgie raffiniert, das Publikum wird sich köstlich amüsieren – aber mit einem Kloss im Hals, weil es sich permanent selber erkennt.
Biedermann und die Brandstifter
13., 16. und 23. Mai, TAK Theater Liechtenstein, Schaan
tak.li

Coucou

Wirrnis in Winti

Shakespeares «A Midsummer Night's Dream» ist ein frivoles Verwirrspiel rund um Hermia, Helena, Demetrius und Lysander, gespickt mit viel Witz und Magie. Die Inszenierung des Stücks lebt ganz besonders vom Bühnenbild und seiner Umgebung – schön, dass das Theater Kanton Zürich den Kirchplatz in der Altstadt als Kulisse ausgewählt hat.
Ein Sommernachtstraum
25. bis 29. Mai, 20:30 Uhr, Altstadt Winterthur, Kirchplatz
theaterkantonzuerich.ch

KOLT

Regenschirme in Olten

Peter Shub ist ein Meister der wortlosen Komik. Er spielt sich selber und geizt nicht mit Selbstironie. Er ist der Mantel an der Garderobe oder Gefangener seines eigenen Kamerastativs. Neben Slapstick, reichlich schwarzem Humor, ausgefallenen Tänzen und verrückten Interpretationen, Gedichten, Basilikumpflanzen und Regenschirmen redet er sich auch um Kopf und Kragen.
Für Garderobe keine Haftung
11. und 12. Mai, 20:15 Uhr, Theaterstudio Olten
theaterstudio.ch

ZugKultur

Jazz in Zug

Drei Abende und von allem etwas: Das Festival «Viel Jazz» feiert sein 25-Jahr-Jubiläum mit afrikanischer Fusion, elektrifizierter Harfe, neapolitanischem Solo-Piano. Das alles im Burgbachkeller in angenehmer Hör- und Sehnähe zu Bühne und Bar. Unter anderem mit den Pocket Rockets, der Harfenistin Julie Campiche sowie dem Drummer Christoph Steiner und seinem Trio Escape Argot.
Viel Jazz Festival
3. bis 5. Mai, Burgbachkeller Zug
vieljazz.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org